

Mit Frauenfuror gegen die Männerdominanz

Vorkämpferinnen: Lotte de Beer inszeniert in Wien Tschaikowskys Oper „Die Jungfrau von Orléans“ mit Oksana Lyniv am Pult

Oksana Lyniv, Lena Belkina, Lotte de Beer: Das Theater an der Wien gehört derzeit den Frauen. Die drei genannten – Dirigentin, Protagonistin, Regisseurin – zeigen dort ihre grandiose Version von Pjotr Tschaikowskys viel zu selten gespielter Oper „Die Jungfrau von Orléans“. Die bei ihnen kein krudes mittelalterliches, religiöses und patriotisches Kriegerspektakel ist, sondern eine heutige Emanzipationsgeschichte, die der Männerwelt dezidiert den überfälligen Kampf ansagt.

Johanna hockt in ihrem Mädchenzimmer und träumt. Da bedrängen sie die großen Frauenrechtsvorkämpferinnen der Welt, Suffragetten, Marie Curie, Femen, Elisabeth I., *Pussy Riots*, Marlene Dietrich, Margaret Thatcher und allen voran der Popstar Madonna in der Rolle der Jungfrau Maria. Das Ausstatterduo Clement & Sanou hat mit großer Lust die Sängerinnen des wie gewohnt hinreißenden Arnold Schönberg Chors in all diese aufsässigen Frauen verwandelt. Sie werden das Girlie Johanna auf ihre Rebellenseite ziehen.

Johanna ist zögerlich, aber bald ungebremst mit dabei. Lena Belkina spielt sie wunderbar spröde und singt fulminant klar zwischen Scheu, Triumph und Liebessehnsucht. Dass Johanna schwört, Jungfrau zu bleiben, ist ein moralchristliches Relikt in Lotte de Beers säkularer Lesart.

Macht aber Sinn, da etliche Frauen in der Männerwelt noch immer Karriere nur auf Kosten ihres Privatlebens machen können. Und Johanna macht die ganz große Karriere, vom Hirtenmädchen zur Befreierin Frankreichs. Sie macht zudem Karriere im männlichsten aller Männerberufe, als Soldatin, als Terminatorin, die ihre Feinde rei-



Ganz großes Dirigierhandwerk: Oksana Lyniv. FOTO: WERNER KMETITSCH

weise abschlächtet. Bis der Eine, der Richtige, der Wunderbare kommt.

Das ist Lionel, ein Verräter seines französischen Königs, der sich auf die Seite der englischen Aggressoren geschlagen hat. Kristján Jóhannesson ist ein Hüne, ein Großraummacho – sein Lionel ist es folglich auch. Johanna besiegt ihn im Zweikampf, sieht ihn ohne Helm und ist hin und weg. Er fühlt erst Mitleid, das zum Verlangen wird, vielleicht zur Liebe: Umstandslos wechselt er zurück an die Seite seines alten Königs, um der Frau nah zu sein. Jungfrauengelübde ade, ganz schnell haben sie Sex. Johannas Verzweiflung danach ist riesig. Sie fühlt sich als Verräterin, als Versagerin.

Oksana Lyniv, die Musikchefin der Grazer Oper, peitscht diese Exaltationen einer Frauenseele unablässig auf und an. Sie fordert den Wiener Symphonikern alles an Klarheit, Akkuratess, Wärme, Eleganz, Leidenschaft und Tanzfreude ab. Sie lässt die Bläser sich oft voll verausgaben, die Streicher haben dann das Nachsehen, die Sänger müssen alles geben, um hörbar zu bleiben. Lyniv ist hier die unbeschränkte Herrin über alles Emotionale. Sie steigert die Imaginations- und Liebesfähigkeit Johannas ins Cinemascopeformat, genauso ihr Sendungs- und Selbstbewusstsein, ihren Patriotismus, ihre Gradlinigkeit. Lyniv

hat einen völlig unverstellten Zugang zu Tschaikowskys herrlichen Melodien, die von der großen Liebe wissen und dass die in diesem Leben nicht dauerhaft zu haben ist. Das ist ganz großes Dirigierhandwerk mit Zügen ins Genialische. Kein Wunder, dass Lyniv, die sich so ehrgeizig wie unweiligt, vor allen anderen gefeiert wird.

Erstmals gelangen junge Dirigentinnen an wichtige Positionen und Produktionen

Mit solchen Frauen kann die Männerwelt nicht umgehen. Schnell regt sich heftigster Widerstand. Dmitry Golovnin zeigt den König, der sein Reich verliert, als einen weichlichen Hedonisten, der schnell einknickt, nur an Sex denkt. Lieber hält er ein Rotweinglas als ein Schwert in der Hand. Dass Golovnin mit einem strahlenden und lockenden Tenor singt, macht seinen König erst recht zur Lachnummer.

Nicht weniger Unsympath ist Johannas Vater. Willard White gibt ihn als kleinen, bigotten Beamten, den der Welterfolg der Tochter zutiefst trifft. Mit ihrem Erfolg beleidigt sie das gesamte Patriarchat, und das schlägt zurück. Der selbstgerechte Vater tritt als Ankläger wider die eigene Tochter auf, denunziert und demütigt sie in der

Öffentlichkeit. Am Schluss steht dann die Verbrennung Johannas bei lebendigen Leib, die Tschaikowsky mit dem denkbar intensivsten Schmerz vertont. Der schwule Tschaikowsky wusste, wie tödlich gesellschaftliche Ächtung sein kann. Johanna, die durch ihr Liebesverlangen in ihrer Karriere scheitert, ist hier sein Alter Ego.

Den Abend befeuert eine immense Leidenschaft, er wird zum Plädoyer für die Gleichstellung der Frauen. Gerade ist der machistische Klassikbetrieb im Umbruch, da erstmals junge Dirigentinnen an wichtige Positionen und Produktionen herankommen. Alondra de la Parra dirigierte vor Kurzem die „Zauberflöte“ an der Berliner Lindenoper, Lyniv jetzt diese „Johanna“, und Mirga Gražinytė-Tyla leitet die Symphoniker in Birmingham, die seit Simon Rattle ein Sprungbrett sind.

Es mag vielleicht keine speziell weibliche Ästhetik geben, dazu ist Dirigieren ein allzu individualistisches Unterfangen. Doch diese Dirigentinnen sind interessanter als ihre männliche Konkurrenz und haben das Zeug, erstmals die weltweit prestigeträchtigsten Chefposten (Berlin, München, Paris, New York) erobern zu können. Das verleiht ihrem Tun einen Furor, der weit über das oft nur redliche männliche Bemühen um die großen Partituren hinausgeht. REINHARD J. BREMBECK